
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim,
Köln, Osnabrück

Juni 6/2007

Aus dem Inhalt

Johannes G. Gerhartz SJ Ich will aufbrechen und zu meinem Vater gehen	161
Ralph Bergold Wunsch nach Freiheit – nur für Träumer?	163
Elmar Trapp Wenn ich „Altenheim“ höre, denke ich an...	169
Theo Paul Wohl dem, der sich des Schwachen annimmt...	176
Martin Lätzel Jedem das Seine?	181
Norbert Trippen Umbrüche in den Priesterseminaren während der Jahre 1965–1980	186
Literaturdienst:	189
Thomas Ruster: Von Menschen, Mächten und Gewalten	
Eric W. Steinhauer: Die Lehrfreiheit katholischer Theologen an den staatlichen Hochschulen in Deutschland	
Ulrich Lüke: Kursbuch Kirchenjahr	
Gerhard Dane/Erich Läufer: Wo Jesus lebte	

G 3212 E

PASTORALBLATT

Und der freie Mensch? Für ihn gilt was Augustinus sagte: „Liebet! Ansonsten könnt ihr tun und lassen was ihr wollt!“

Anmerkungen:

- ¹ Arthur Schopenhauer: Über die Freiheit des menschlichen Willens. Zürich 1977.
- ² AaO., 47.
- ³ Vgl. dazu: Eberhard Schockenhoff: Beruht die Willensfreiheit auf einer Illusion? Hirnforschung und Ethik im Dialog. Basel 2004.
- ⁴ Fritz Riemann: Grundformen der Angst. München 1978.
- ⁵ Erich Fromm: Die Furcht vor der Freiheit. Frankfurt 1990.
- ⁶ AaO., 82.
- ⁷ Bruno v. Freytag Löringhoff: Die logische Struktur des Begriffs Freiheit, in: Josef Simon (Hg.): Freiheit. Freiburg, München 1977, 37–53.
- ⁸ Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls. Nr.171. Bonn 2006.

Elmar Trapp

Wenn ich „Altenheim“ höre, denke ich an ...

Schlaglichter auf Altenheimseelsorge

„Wenn ich Altenheim höre, denke ich an ...“, so lautete neulich bei einem sog. „Schnuppertag“ für ehrenamtlich in der Altenheimarbeit eines Seelsorgebereichs Engagierte bzw. daran Interessierte ein persönlich zu ergänzender Halbsatz.

Dieser Satz könnte eine persönliche Anfrage für alle sein, die mit dem Leben in einem Altenheim zu tun haben oder einmal haben werden.

Welche Assoziationen verbinde ich selber mit einer solchen Einrichtung? Sind es *einerseits* die eigene Erwartungen an die Zukunft, die Angst vorm Altern, vorm Nachlassen der Kräfte und der geistigen Fähigkeiten, vorm Schwinden der individuellen Lebensmöglichkeiten? Sind es schon gemachte schmerzliche Erfahrungen von Verlust und Grenze, Loslassen und Abschiednehmen in der eigenen Familie? Sind es *andererseits* Zielvorstellungen von selbst bestimmtem Leben, von Würde, gegenseitiger Aufmerksamkeit und Respekt im Alter, von liebevoller Pflege? Ist es die Aussicht auf einen ruhigen Lebensabend? – Auf jeden Fall ist es keine einfache *Gewissenserforschung*. Altenheim steht somit für eine schillernde Lebenswirklichkeit, die oft eine Besorgnis erregende Presse hat.

Unsere herkömmliche Gemeindearbeit ist jedenfalls auf die neu hinzukommenden Gemeindemitglieder in einem Seniorenheim nicht vorbereitet.¹ Bewohnerinnen und Bewohner, die in der Regel immer weniger mobil genug sind, um an Veranstaltungen der Gemeinde teilzunehmen, sind auch mit dem gewohnten Verkündigungsstil meist schwer erreichbar.²

Dass langjährige Gemeindemitglieder inzwischen im Heim leben, hat nicht unmittelbare Konsequenzen für den Gemeindealltag. „*Sie sind ja (gut) versorgt*“, ist auch in einem Seelsorgebereich immer wieder zu hören. Die gute (pflegerische) Versorgung alleine reicht aber nicht aus.

Dieser Beitrag möchte unter den gravierend sich verändernden gesellschaftlichen Bedingungen (s. demographischer Wandel, drittes und viertes Alter, demenzielle Erkrankungen) Mut machen, sich auf den Lebens- und Glaubensort Altenheim in neuer Weise einzulassen.

Aus meinem Blickwinkel als Altenheim-Seelsorger möchte ich mich quasi *narrativ* dem Thema nähern, und den Blickwinkel ganz im Sinne eines Credo von „menschlicher Seelsorge“ erweitern.³

Ich möchte mich in diesem Beitrag schlaglichtartig den Personengruppen zuwenden, die mögliche Zielgruppen im Rahmen von Regionaler Altenheimseelsorge sind.⁴

„Ich könnte ein Buch schreiben ...“

Bewohner(innen) und ihre Lebensgeschichten

Schon als Kind und Jugendlicher fand ich es äußerst spannend, alte Geschichten in der Großfamilie erzählt zu bekommen. Bei meinen regelmäßigen Besuchen im Altenheim erlebe ich auch derzeit Bewohnerinnen und Bewohner als lebende Geschichtsbücher. „*Ich könnte ein Buch schreiben ...*“ sagte mir neulich eine neu zugezogene Bewohnerin in einem Wohnbereich.

Manche Zimmer im Heim sind Ausdruck dieses (Lebens)-Buches. Sie sind liebevoll mit privatem Fotomaterial und anderen Erinnerungen bestückt. Ganze Stammbäume sind zu bewundern und gleichzeitig auch gute Hilfe für den (fremden) Besuch als Einstieg für ein Gespräch bzw. überhaupt für die Kontaktaufnahme, gerade auch dann, wenn der oder die Besuchte sich nicht mehr so gut verständlich machen kann.

Biographischen Ereignissen Rechnung zu tragen, ist nicht nur bei demenziell veränderten Bewohnern der Schlüssel für eine Begegnung.⁵ Die Herausforderung, die Biographiearbeit darstellt, wird mir immer wieder deutlich, wenn ich für den Erzähler sehr belastende und gar traumatisierende Kriegserinnerungen in Bruchstücken erzählt bekomme.

Übergehe ich als Seelsorger solche „heißen Themen“ oder frage ich gezielt nach? Nehme ich mir bei einer solchen Gelegenheit noch sensibler Zeit für eine wirkliche Begegnung?

Auffällig ist bei vielen Bewohnern, ob verwirrt oder nicht, der große Vorrat an Redewendungen und der vielfache Gebrauch von Allgemeinplätzen.

Diese Sätze erlebe ich wie ein Gerüst für die Betroffenen, an denen sie sich entlang orientieren.⁶ Es scheint mir, dass sie benutzt werden, um sich selber Trost für die eigene Situation und die Gebrechlichkeit zu spenden, um Sinnzusammenhänge für ein Leben voller Höhen und Tiefen zu bekommen.

Folgende stereotypen Sätze konnte ich nur an *einem* Vormittag in einer Einrichtung von verschiedenen Bewohner(inne)n hören:

„Wir hatten ein schweres Leben, aber es hat (irgendwie) gegangen.“

„Man kriegt im Leben nichts geschenkt!“

„Man muss nicht undankbar sein.“

„Jeder hat sein Wehwehchen.“

„Unkraut vergeht nicht!“

„Ich habe nie geklagt!“

Diese stereotypen Formulierungen oben sind so etwas wie Trittbretter, um mit Menschen in Berührung zu kommen. Es sind Angebote, als Kommunikationspartner selber Stellung zu beziehen. Gelingt mir das?

Wie gehe ich also mit dem mir mitgeteiltem Schatz des Erlebten um? Bin ich hier als derjenige, der meint zu verkündigen, sprachlos? Höre ich einfach zu? Wie zeige ich jemand, dass ich ihn verstanden habe? Wie gehe ich damit um, das Ausgedrückte nicht zu verstehen?

Als Seelsorger versuche ich der Klage und dem Dank, der Hoffnung, und dem Vertrauen, dem Schmerz und der Unsicherheit Raum zu geben, auch einmal alte Verhaltensmuster zu benennen, die es vielleicht gilt aufzuweichen,

eben Horizonte im Sinne von Seelsorge zu erweitern.

Auch ich könnte Bücher schreiben von bereichernden Begegnungen: Ich denke an die Frau, die, im Sterben liegend, mir ihre schwere Lebensgeschichte andeutet. Sie hätte ob ihrer Historie allen Grund verzweifelt zu sein. Sie ist es nicht. „Er hilft weiter“, sagt sie mit fester Stimme. „... Normalerweise hat der uns weitergeführt“, erzählt sie so von ihrem Glauben.

Gerade bei demenziell veränderten Menschen ist es eine besondere Herausforderung, eine „Einflugschneise“ für eine gelungene Begegnung zu bekommen. Sie wird mir aber meistens quasi geliefert: Mit etwas Aufmerksamkeit ergeben sich viele Anknüpfungspunkte: Zum Beispiel nicht einfach nach einem Gruß weitergehen, sondern neben einer älteren Dame, die im Flur permanent auf und ab geht, einmal stehen bleiben. Das war so eine Gelegenheit. Sie blieb auch stehen und strahlte mich an. In der Sitzecke angelangt, erzählte sie mir dann in monologischen Äußerungen, ohne dass ich selber in die Verlegenheit kam, antworten zu müssen. „Die gehen alle zu Fuß... Es ist schön so was. Das ist gut so ... Das gefällt ihr ... Wir haben das geschafft. Da kennen die gar nichts ... Ich hoffe es. *(kurze Pause)* Ist doch egal. ... Die kommen alle wieder ... Die sind alle lieb. *(Pause)* Ich will den aber gar nicht haben. Ich habe den viel lieber. *(in kurzer Abfolge!)* Ist schön mit dem. Der kommt auch. Dann ist er wenigstens dabei.“ – Ich will nicht behaupten, dass ich wirklich verstanden habe, was diese Frau mir sagen wollte. Sicherlich würde ich gerne den Zusammenhang herausbekommen. Aber eine Erklärung zu dem Gesagten verlange ich von der Frau nicht. Ich bin einfach nur da!

Ich bin mir, aus dem freudigen Strahlen der älteren Dame sicher, dass sie *selber* in dem Moment *angekommen* ist, mit dem, was ihr gerade wichtig war, und das musste uns damals für den Moment genügen, nicht mehr, aber auch nicht weniger ...

Mir fallen noch mehr solcher Treffen ein, die mich zwar ratlos zurücklassen, bei denen ich aber das sichere Gefühl habe, dass hier

Begegnung, letztlich Seelsorge passiert ist, ohne bewusst auf das gesetzt zu haben, was Naomie Feil mit Validation⁷ meint. Im Ganzen blieb und bleibt mir verborgen, was bei meiner „Kommunikationspartnerin“ angekommen ist.

„Das schlechte Gewissen ist allgegenwärtig“

Angehörige und die Schuldthematik

Während der nachmittäglichen Kaffeerunde in der Cafeteria trifft man sie bei ihren Lieben, bei den Festen im Haus sowieso und auch zwischendurch – die Angehörigen. Von manchen Einrichtungen⁸ höre ich jedoch auch, dass die Bewohner(innen) in der Nähe kaum noch Familie haben bzw. kaum noch von diesen besucht werden können. Sicherlich können Angehörige nicht an der „Taktzahl“ ihrer Besuche bewertet werden.⁹

Die Institutionalisierung von Kontakten zwischen Pflege, letztlich auch der Hausleitung, soweit sie das bei der Größe der Einrichtung leisten kann, und Angehörigen sind ein wichtiges Kriterium für das Qualitätsmanagement eines Hauses. Sie sind mitunter Chefsache.¹⁰ In einzelnen Einrichtungen kümmert sich daher eine bestimmte Person, z.B. ein Mitarbeiter bzw. eine Mitarbeiterin des Sozialdienstes, gerade in der Phase des Einzuges und der Eingewöhnung auch um die Angehörigen des neuen Bewohners bzw. der neuen Bewohnerin.

Ein Weiteres springt bei meinen unterschiedlichsten Besuchen in den Altenheimen im Oberbergischen ins Auge: Angehörigenabende (meistens finden sie zwei Mal jährlich statt) erfreuen sich nicht gerade größter Beliebtheit bei den Betroffenen. In einigen Einrichtungen wird versucht, durch das Aufgreifen von thematisch noch besonders brisanten Feldern wie z.B. „Umgang mit Demenz“ oder „Vorsorgevollmacht/Patientenverfügung“ das Interesse an den Treffen zu steigern, um Kontakt herzustellen und auszubauen sowie Informationen weitergeben zu können. „*Es sind doch immer die gleichen vier; die kommen*“, berichtete zuletzt ein

Heimleiter erkennbar frustriert. Von seelsorglich-religiösen Themen habe ich bei solchen Gelegenheiten bislang noch überhaupt nichts gehört. Und immer wieder ist zu vernehmen, dass es trotz solcher Veranstaltungen an der Schnittstelle Pflege/Angehörigenbetreuung in Einzelfällen „knirscht“. Und hier sind es nicht nur Informationsdefizite die Ursache. Ein Heimbeirat mit Mitgliedern aus dem Angehörigenkreis kann dabei nur begrenzt weiterhelfen.

Was führt dazu? Viele Äußerungen bei meinen Besuchen vor Ort gehen dahin, dass es pflegenden Familien, wenn sie es sich finanziell überhaupt leisten können, oft schwer fällt, den Schritt ins Altenheim zu begleiten bzw. zu fördern. „Was werden die Nachbarn sagen? – Wir schieben N.N. ... ins Heim ab ... Nein, wie kann ich verantworten, nicht das zurückzugeben, was mir selber lange genug selbst zuteil wurde? Wohin mit Oma, Opa, Vater, Mutter, Tante?“ – Wer gesteht sich außerdem selber ein, dass er zuhause mit der Pflege überfordert ist¹¹, obwohl man doch der/dem Angehörigen ein langes Leben zuhause ermöglichen würde.

Ich verstehe es als eine zentrale Aufgabe von Seelsorge vor Ort, bei diesen Nöten anzusetzen, sowie Wege und Horizonte aufzuzeigen, Gesprächsmöglichkeiten zu eröffnen, Kontakte und Zugang zu Hilfen herzustellen?

„Dann muss es das Haus aber 150% bringen“, auch dieser Satz Angehöriger wurde mir gegenüber bereits mehrfach zitiert. Alles schlechte Gewissen wird, nach erfolgter Heimunterbringung, fortan in die Einrichtung projiziert. Klar, dass es da nicht gut ankommt, wenn Morgenwäsche und Essen vermeintlich nicht *pünktlich* waren.¹² Aber wer kennt ausreichend die notwendigen Abläufe in einem Heim und kann sie mit den Bedürfnissen des Bewohners tatsächlich zusammenbringen?

Als mögliche Grundpfeiler einer zufriedenstellenden Angehörigenarbeit werden in manchen Einrichtungen eine standardisierte Bewohneraufnahme, ein Bezugspflegekonzept und größtmögliche Transparenz im Hinblick auf die Versorgungssituation bei regelmäßigen Pflegevisiten versucht. Das Angebot der Angehörigen- und Betreuerabende als Forum

für Neuerungen, gesetzliche Bestimmungen, Anregungen, Selbstbeteiligung und eigene Initiativen wurde ebenfalls bereits angesprochen.

Festzuhalten bleibt, dass die Zufriedenheit von Angehörigen und Pflegepersonal auf jeden Fall einen positiven Einfluss auf die Qualität der Versorgung und die Betreuung der zu Pflegenden hat. Nicht zuletzt wirkt sich auch die von zufriedenen Angehörigen geäußerte Anerkennung immer motivierend auf die Pflegekräfte aus.¹³

„Wo ist die Seele jetzt?“

Mitarbeiterinnen und Tabus

Die Verweildauer der Bewohnerinnen und Bewohner wird immer kürzer und eine gut zu leistende Pflege in den Häusern rückt immer mehr in den Mittelpunkt des Interesses.

Was bedeutet dies für die Emotionen der Angestellten, die im Laufe eines Jahres zwischen einem Drittel und der Hälfte der Bewohner verlieren? Oft ergeben sich Gespräche unmittelbar nach dem Tod eines Bewohners in der Pause einer *Schicht*, weniger, aufgrund der zeitlichen Enge, in einer Übergabe, noch mehr, manchmal ganz überraschend bei Gesprächen *auf dem Flur*.¹⁴

Hilfreich ist mir auch eine Umfrage, die ich in den letzten Wochen in einem Haus durchführen konnte.¹⁵

Auf die Frage „*Sie erleben öfter am Arbeitsplatz, dass ihnen ganz vertraute, manchmal lieb gewordene Menschen sterben: Welche Impulse kommen ihnen dann in der Regel ganz spontan (!) in den Sinn?*“ kamen differenzierte Antworten wie: „Erlöst, manchmal auch (das Gefühl) selber verlassen worden zu sein“, „Trauer“. – „Er oder sie hat es geschafft. Ich glaube daran, dass dieses Leben eine Durchgangsstation ist. Es geht für mich auf einer anderen Ebene weiter“, war eine Antwort. Eine andere Mitarbeiterin schreibt: „Manchmal schrecklich, manchmal erleichternd und schön, manchmal traurig – es kommt auf das ‚Sterben‘ an“.

Für eine andere Pflegekraft bleiben ein paar offene Fragen: „Vom Leiden erlöst ... War die

Person alleine, ist sie begleitet worden? Wie geht es den Angehörigen?“

Spirituellen Halt lässt die folgende Antwort vermuten: „Ich empfinde Mitgefühl aber auch Vertrauen in Gott (...).“

Mindestens ein Besinnungstag könnte thematisch mit der Reaktion einer Mitarbeiterin auf das Sterben eines Bewohners gefüllt werden: „Wo ist die Seele jetzt? Fühlt sie/er sich (jetzt) besser bzw. (hat er/sie) jetzt Frieden? Gibt es den Himmel?“

Als Seelsorger frage ich mich: Wo sind im mitunter hektischen Altenheimalltag Gelegenheiten, solche „Steilvorlage“ aufzugreifen, um tatsächlich „von der Hoffnung zu erzählen, die uns erfüllt“ (vgl. 1 Petr 3,15)?

Interessante Ergebnisse lieferten auch die Antworten auf die Frage: „Was (...) bringt sie immer wieder an ihre persönlichen Grenzen?“ Von tendenziell wenigen Mitarbeiter(inne)n wurde diese Frage mit dem Thema „Tod und Sterben“ in Verbindung gebracht. Eher wurden hier (unflexible) Kolleginnen, Zeitdruck, Ungeduld und Unverständnis der Bewohner(innen) genannt, die allgemein Stress verursachen.

Es gibt jedoch auch Mitarbeiter(innen), die (vielleicht im Schutz der Anonymität) zugeben, dass sich „quälende und selber aufgebende Bewohner“ sie an die eigenen Grenzen bringen können: Es fällt ihnen schwer, die „eigene Hilf- und Machtlosigkeit zu erkennen“.

Auf meine in diesem Kontext immer wieder gestellte Frage nach Sterbebegleitung und Trauerarbeit reklamieren die meisten Leiter(innen) von Altenheimen sehr individuelle Regelungen für ihre Einrichtung. Dies kann manchmal beinahe den Eindruck entstehen lassen, dass sich hinter diesem „individuell“ die Aufforderung versteckt, dass dies jede(r) *bitteschön* mit sich selbst auszutragen habe. Hier hätten Supervision¹⁶ und regelmäßige kollegiale Beratung, z.B. in den regelmäßigen Wohnbereichs- und Teambesprechungen ihren Ort und ihre Berechtigung.

„Seelsorge“ taucht explizit aber bei meinen Nachfragen während der Besuche in den Einrichtungen, in unmittelbarer Begegnung mit dem Tod, maximal noch mit der „rechtzeitig“ gespendeten Krankensalbung, sonst aber unmittelbar gar nicht auf.

Können wir so in dieser uns zugeschriebenen Rolle unserer Verantwortung als Fachleute der begleitenden Sorge für alle Betroffenen, aller *vom Tode Gezeichneten* gerecht werden?

Wo erlauben wir es uns, diese Themen offensiv zu besetzen, sowie Hilfen und Rüstzeug mit an die Hand zu geben?

Ein paar Hilfen könnten hier vielleicht auch die Antworten im Rahmen meiner Umfrage unter folgenden Fragestellungen bieten:

„Wie erleben sie für sich generell den Umgang mit Sterben und Tod, Abschied und Trauer?“

Die Mitarbeiterinnen wünschen sich in diesem Zusammenhang nicht mehr, aber auch nicht weniger als gute Gespräche, Zeit und Vertrauenspersonen (z.B. auch in der eigenen Familie), denen sie ihr Herz ausschütten können.

„Die kennen alle meinen Namen“

Die Freude Ehrenamtlicher an ihrem Tun

An dem zu Beginn erwähnten „Schnuppertag“ ging es darum, schon im Altenheim Aktive zu unterstützen und weiterhin zu motivieren, aber auch Interessierten den möglichen Gewinn am eigenen ehrenamtlichen Engagement vor Augen zu führen, sowie Kontakte zu knüpfen.

Es zeigte sich, dass sich die anwesenden Ehrenamtlichen durchweg sinnvoll eingesetzt fühlen. Sie seien da im Einsatz, wo „manche Einsamkeit zu erleben“ ist. Sie bekommen von den Bewohnern gespiegelt, dass sie sich „dermaßen freuen“. „Die kennen alle meinen Namen“, bringt es eine Ehrenamtliche auf den Punkt. „Es sind die kleine Dinge, die zählen, wie eine zärtliche Berührung, die glücklich macht“, sagt eine Andere. Bei fast allen Freiwilligen zeigt sich, dass sie aus ihrem

ehrenamtlichen Engagement für sich selbst viel lernen.

Einige Ehrenamtliche reizt es, sich mit ihrem Engagement im Altenheim auf für sie neue Felder einzulassen. Sie wissen aber auch, wie anspruchsvoll ihr Dienst mitunter sein kann. Deswegen ist eine Teilnehmerin, rückblickend auf ihr Engagement in einem anderen Haus, ehrlich genug zu sagen, dass sie gerne für sich mehr „Anleitung“ gewünscht hätte.

Damit Ehrenamt im Altenheim wirklich gelingen kann, braucht es mehr als die Zusage: „Wir sind eine offenes Haus“:¹⁷

Neben den *persönlichen* Kompetenzen der Engagierten, wie Einfühlungsvermögen, Verlässlichkeit, der Fähigkeit zuzuhören, der Freude an menschlichen Kontakten, der psychischen Belastbarkeit, der Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit der eigenen Person und zur Zusammenarbeit mit anderen, gibt es auch eine Reihe *struktureller* Vorgaben, die zu berücksichtigen sind:

Eine Einrichtung, die ehrenamtliches Engagement tatsächlich möchte, ist selber aufgefordert, durch personales Angebot Ehrenamt auf Dauer zu ermöglichen (Stichwort Freiwilligenmanager). Ehrenamtliche dürfen keine „Lückenbüßer“ für fehlendes Personal sein. Es braucht eine klare Beschreibung und eine Begrenzung der Aufgaben. Finanzmittel müssen fürs Ehrenamt¹⁸ auch zur Verfügung stehen. Qualitätsangebote und Fortbildung (auch für gemischte Gruppen), ein regelmäßiger Austausch und fachliche Begleitung sollen gewährleistet sein. Rechte und Pflichten (z.B. Verschwiegenheit) sollen offen gelegt werden.

All dies kann dabei helfen, dass hoch motivierte Freiwillige, zur Verlebendigung eines Altenheimes beitragen.

Albert Schweitzer hat es einmal folgendermaßen gebündelt:

„(...) *Tut die Augen auf und sucht, wo ein Mensch ein bisschen Zeit, ein bisschen Teilnahme, ein bisschen Gesellschaft, ein bisschen Fürsorge braucht. (...) Lass dich nicht abschrecken, wenn du warten oder experimentieren musst, auch auf Enttäuschungen sei gefasst, aber lass dir dein Nebenamt, in*

dem du dich als Mensch am Menschen ausgibst, nicht entgehen.“¹⁹

„Nicht nur den Mantel, das Leben teilen“

Ratschläge eines Bewohners im Altenheim

Wenn ich eigene Erfahrungen und aktuelle Veröffentlichungen über „Leben im Alter“ zu bündeln versuche, lassen sich anhand dessen abschließend folgende fiktive „Merksätze“ und Wünsche aus der Sicht einer Heimbewohnerin / eines Heimbewohners vorstellen:²¹

1. Denke daran: Es gibt unterschiedlichste Frau und Männer, auch im Altenheim. Lass nicht zu, dass *im Alter* einander angeglichen wird. Ältere Menschen bleiben Individuen und Erwachsene.²²
2. Älterwerden entspricht grundsätzlich auch neuen Lebensmöglichkeiten. Ich bin auf der Spur für ein erfülltes Leben. Auch Du kannst mir dabei helfen.
3. Dass ich alt bin, heißt noch lange nicht, dass ich religiös oder gar fromm wäre. Möglicherweise kann ich fortführen, was ich begonnen habe, vielleicht bin ich offen für Neues.
4. Meinen Körper zu pflegen ist wichtig, aber die Sorge um mich ist ganzheitlich zu sehen. Meine Seele braucht genauso ein *Zuhause*.
5. Mein Leben hat für mich eine Aufgabe und einen Wert. Es ist unersetzbar und einmalig. Meine Lebensgeschichte hängt mir nach und geht mir gleichzeitig voraus. Ich reife und nehme Abschied.
6. Ich möchte nicht, dass man mich, was meinen körperlichen Zustand angeht, an der Nase herumführt.
7. Was meinen *Übergang* angeht, möchte ich so lange wie möglich selber „frei“ entscheiden können, zumindest aber die Sicherheit haben, dass in „meinem Sinne“ gehandelt wird.
8. Auch ich suche nach einem bleibenden Sinn in meinem Leben. Ich lege Rechenschaft ab, ziehe Bilanz über mein Leben.

Gerade dann, wenn ich verwirrt, desorientiert und ängstlich wirke, bin ich auf der Suche nach meinen Erinnerungen. Ich verarbeite immer noch Dinge aus der Vergangenheit. Dann freue ich mich, wenn mir jemand dabei Stütze ist.

9. Manches in meinem Leben wird unbewältigt bleiben, manchen Menschen werde ich etwas schuldig bleiben. Ich wünsche mir und diesen anderen die notwendige Gelassenheit, damit Versöhnung möglich wird.
10. Mit diversen belastenden *Geschichten* möchte ich mich nicht mehr beschäftigen. Das bitte ich zu respektieren.
11. Es wird mir bewusst, dass mein Bedürfnis nach Zuneigung und Zärtlichkeit sehr unterschiedlich da ist, aber es ist da. Auch dafür wünsche ich mir Respekt. Bei allem wird mir klar: Das, was mir bei allen Einschränkung in meinem Leben geblieben ist, sind meine Beziehungen und die Sehnsucht, gelungene Beziehungen zu leben.
12. Jetzt muss ich lernen, mehr zu empfangen, als zu geben. Ich fühle mich dabei manchmal hilflos wie ein Kind.
13. Es ist (m)eine Lebensaufgabe, darauf zu vertrauen, dass mein Weg etwas mit Führung und Fügung zu tun hat.
14. Das Haus, in dem ich nun lebe, ist für unterschiedlichste Menschen ein Ort, an dem wir miteinander das Leben teilen.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Felicitas Muntanjo: Ich will euch tragen bis zum Alter hin. Gottesdienste, Rituale und Besuche in Pflegeheimen. Gütersloh 2005, 7–10.
- ² In der Regel „antwortet Gemeinde“ mit einem zusätzlichen Angebot von „normalen“ Gottesdiensten der Seelsorger in den Einrichtungen, gelegentlich ergänzt durch Einzelbesuche z. B. zur Krankenkommunion und Krankensalbung. Besondere Angebote für hörbehinderte und demenziell veränderte Bewohner(innen) sind sehr selten. Dass die wöchentlichen Pfarrnachrichten und der vierteljährliche Pfarrbrief ins Heim gebracht werden, ist sicherlich ein gut gemeinter Versuch, den Kontakt zwischen Einrichtung und Pfarrei für Neuzugezogene aufzunehmen oder für Alteingesessene zu halten.
- ³ „Mit Menschen so im Gespräch sein, dass sie sich nicht nur verstanden fühlen, sondern das Miteinander auch als Infragestellen und Weiterdenken erleben, darum geht es in der Seelsorge“: Ernst Kleucker: Seelsorgliche Begleitung alter Menschen. (Hrsg. Fachkonvent für Seelsorge im Krankenhaus) Berlin 1998, 7.
- ⁴ Im Rahmen der Altenheimseelsorge in Kreis- und Stadtdekanaten im Erzbistum Köln widmen wir uns den Bewohnerinnen und Bewohnern der Einrichtungen, den Ehrenamtlichen, den Mitarbeiter/innen, den Angehörigen und letztlich den Seelsorgern vor Ort.
- ⁵ Vgl. Margarete Köhler, Thomas Schelzky: Altersverwirrte verstehen – Szenen (Hrsg. Fachkonvent für Seelsorge im Krankenhaus). Berlin 1999.
- ⁶ Heutzutage weiß man, dass bei Demenzkranken dieses Muster des „Konfabulierens“ existiert, um die eigene Unsicherheit und Orientierungslosigkeit zu überspielen und zu vertuschen. Vgl. Naomie Feil: Validation. Ein Weg zum Verständnis verwirrter alter Menschen. München 2005.
- ⁷ Vgl. z. B. Naomi Feil: Ausbruch in die Menschenwürde. Wien 1993.
- ⁸ Überwiegend von denen, die in Häusern für psychisch veränderte Menschen leben.
- ⁹ Eine Pflegekraft berichtete mir einmal in einem Altenheim, das ich regelmäßig besuchte, als ich etwas entsetzt über den fehlenden Besuch bei einer älteren Dame war, man könne eben nicht beurteilen, was in der konkreten Familie in der Vergangenheit vorgefallen und deswegen übrig geblieben sei.
- ¹⁰ Vgl. Altenheim. Zeitschrift für das Altenhilfe-Management. 12/2004, 20f.
- ¹¹ „Da hol ich mir lieber eine Polin“ ist in dieser Region schon das geflügelte Wort für eine osteuropäische Hilfe, die man sich, mehr oder minder ille-

gal aber kostengünstig und rund um die Uhr ins Haus holt.

- ¹² Natürlich soll nicht geleugnet werden, dass von manchen Mangelsituationen in Heimen berichtet werden kann: Peer Juhnke konnte das als Arzt und als Sohn von Harald Juhnke in Sabine Christiansens Talkshow am 12.11.06 aus erster Hand tun und bewertete die Pflege seines Vaters als wörtlich „suboptimal“.
- ¹³ Vgl. Altenheim. Zeitschrift für das Altenhilfe-Management, 12/2004, 20 f.
- ¹⁴ Auf Zukunft hin soll das gezielt möglich sein bei diversen „Auszeiten“ für Mitarbeitende.
- ¹⁵ Die Umfrage sollte helfen „Angebote für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Altenheim im Rahmen der Altenheimseelsorge“ zu entwickeln.
- ¹⁶ In vielen Fällen ist Supervision aus finanziellen Gründen gar nicht bzw. nicht mehr möglich.
- ¹⁷ Bei keinem Besuch in den Altenheimen in der Region Oberbergischer Kreis wäre Ehrenamtliches Engagement nicht „massiv erwünscht“ gewesen. Konzepte zur Umsetzung fehlen jedoch in der Regel. Die CBT (– Caritas Betriebsführungs- und Trägergesellschaft) hat Konzepte für ehrenamtliches Engagement. Vgl. CBT Ehrenamt. Ehrensache. Köln 1998.
- ¹⁸ Hier sind nicht nur Sachleistungen und Versicherungsschutz, sondern auch die Arbeitszeit hauptberuflicher Mitarbeiter(innen) zu rechnen, die für die Begleitung der Ehrenamtlichen zur Verfügung stehen.
- ¹⁹ CBT: Ehrenamt. Ehrensache, 3.
- ²⁰ So lautete vor einiger Zeit der Titel der von mir initiierten und mittlerweile regelmäßig stattfindenden Gesprächsrunde „Über Gott und die Welt“ in dem Altenheim, in dem ich als Seelsorger tätig bin.
- ²¹ Vgl. einen Impuls für das Heilige Jahr 2000: Die deutschen Bischöfe 23 (Pastoralkommission): Dem Leben auf der Spur. Einsichten und Hilfen beim Älterwerden. Bonn 2000.
- ²² Vgl. Andreas Wittrahm: Unterwegs zu einem „Erwachsenen Glauben“. Glaubensentwicklung in der zweiten Lebenshälfte und pastorale Konsequenzen, in: Pastoralblatt 11/2006, 334–340.

Theo Paul

Wohl dem, der sich des Schwachen annimmt ...

zur Zeit des Unheils wird der Herr ihn
retten (Ps 41,2)

*Reflexionen über Armut in unserer
Gesellschaft*

I. Notwendigkeit einer Neudefinition von Armut

Aktuelle Nachrichten, Berichte und Studien belegen: Wir sind keineswegs dabei, Armut in unserer insgesamt reichen Gesellschaft zu überwinden, sondern Armut besteht fort, verfestigt sich und nimmt sogar in erschreckendem Maße zu. Die öffentlichen Debatten und auch viele Studien fokussieren sich weitgehend auf Menschen mit einem weit unterdurchschnittlichen Einkommen, das heißt geringen materiellen Ressourcen. Basierend auf dem Prinzip der Verteilungsgerechtigkeit, wird dabei auch schnell der Ruf nach zusätzlichen staatlichen Transferleistungen laut, die das Problem lösen sollen. Eine solche Reduktion wird der Situation jedoch nicht gerecht, da das Gesicht von Armut vielfältig, die Realität komplex und vielschichtig ist. Materielle Armut existiert weiterhin, es gibt viel zu viele Menschen in unserem Land, die kaum das Nötigste zum Leben haben. Dies darf nicht schön geredet oder nivelliert werden. Vielmehr muss der Blick geweitet werden auf unterschiedliche Facetten sowie Ursachen und Wechselwirkungen. Eine existenzielle Grundsicherung, wie sie in unserem Sozialstaat weitgehend gewährleistet ist, reicht bei weitem nicht aus.

Neben den alten Aufteilungen zwischen Arm und Reich, unterschiedlichen Klassen bzw. Schichten erleben wir heute neue Spaltungen: